

# Illustriertes Unterhaltungs-Blatt



## Beilage zum Bezirks-Blatt

Für das Krug- und Kannenbäckerland, umfassend die kgl. Amtsgerichtsbezirke Böhr-Grenzhausen und Selters.

Verlag von E. Kuhlmann in Böhr.

F. Konfort

### Hätt' ich's gewußt!

Von Ilse-Dore Tanner. (Nachdruck verb.)

Es lag seit einiger Zeit wie eine dunkle, gewitterdrohende Wolke über dem kleinen grauen Hause in der Schillerstraße, in dem sonst nur Gemütlichkeit und Frieden gewohnt. Die kleine zierliche Frau Rechnungsrat mit dem immer freundlichen, noch so jugendlichen hübschen Gesicht hatte einen kummervollen Zug um den schmalen Mund, und über ihren klaren, glänzenden Augen lag es wie ein Schleier.

Rechnungsrat Wolter hatte immer etwas Streifiges, ein wenig Pedantisches in seinem Wesen gehabt, jetzt schien er seit einiger Zeit geradezu wie versteinert in Ernst, Würde und Strenge. Das Dienstmädchen ging ihm schon aus dem Wege, und seine Frau wagte nur in ganz leisen, demütigen Tönen mit ihm zu reden.

Die Frau Rechnungsrat war ein übermütiges, frisches, junges Mädchen gewesen, voller Begeisterungsfähigkeit und Anlage zur Schwärmerei, als sie den jungen, strebsamen, ein wenig ernst

Bankbeamten geheiratet hatte. Sie hatten sich beide lieb gehabt, und Helene Wolters Liebe war die echte Frau-entliebe gewesen, die in dem Geliebten den Herrlichsten, Besten und Klügsten von allen sieht. Er gehörte zu jenen Ehemännern, die sehr freundlich und liebevoll gegen ihre Frau sind, solange bedingungslos alles geschieht, was sie wollen, man ihnen jeden Wunsch an den Augen abliest, die aber — schroff, rücksichtslos, so jähzornig werden, so bald ihnen der leiseste Widerstand wird. Das hatte Frau Helene nicht oft ausprobiert, sie hatte sich immer nach ihm gerichtet in allem, und so war es gekommen, daß sie allmählich ruhig, sanft — ausgeglichen, wie Otto Wolter es nannte, geworden war. Daß immer seltener ihr fröhliches Temperament überschäumte und sie — wie ihre Verwandten behaupteten — ihrem Mann

immer ähnlicher wurde. Jetzt war Helene Wolter eine alte Frau, hatte sie doch schon einen fast dreißig Jahre alten Sohn, der Assessor in einer größeren Provinzialstadt war. Was in der jungen Ehe des karglich besoldeten Bankbeamten nie vorgekommen war, das war jetzt schon zweimal passiert: Frau Helene war nicht mit ihrem reichlich bemessenen Wirtschaftsgelde ausgekommen.

Das erstemal wollte der Rechnungsrat kaum seinen Ohren trauen, als seine Frau ihn fast zehn Tage vor dem Ersten schüchtern um Vorschuß bat.

„Aber warum? Wie ist denn das möglich?“ hatte er ganz erstarrt von der Höhe seiner unantastbaren Storrtheit herab gefragt.

„Es ist alles teurer jetzt — ich hatte so viel Anschaffungen für die Wirtschaft — es ist mehr Wäsche verbraucht — ich —“

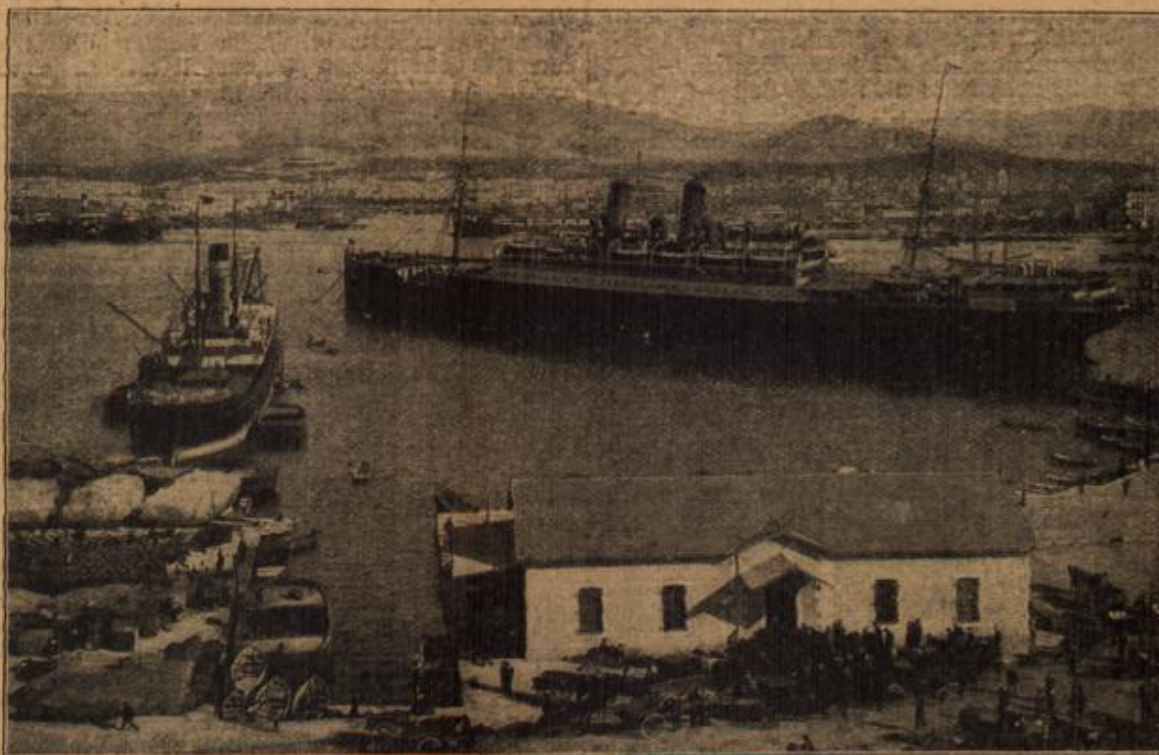
„Zeige mir dein Wirtschaftsbuch!“ unterbrach er sie schroff.

Aber da stieß er auf ungewohnten Widerstand bei seiner sonst so leutsamen Frau. „Ich wirtschaftete jetzt fast dreißig Jahre und ich glaube, du hast dich nie zu beklagen gehabt. Ich hoffe, du hast so viel Vertrauen zu mir, daß du weißt, ich werfe das Geld nicht

aus dem Fenster“, hatte sie ihm mit zitternder Stimme gesagt.

Da hatte er beschämt geschwiegen und ihr mismutig mit strengem „Ich hoffe, daß das nie wieder vorkommt“, den erbetenen Vorschuß gegeben.

Einige Wochen waren so verstrichen, da kam Frau Helene mit derselben Bitte noch schüchterner, noch unglücklicher als das erstemal und da hatte sie so erregte zornige Worte von ihrem Gatten zu hören bekommen, wie in



Der Piräus, der Hafen von Athen. Phot. Schwarz, Hamburg. (Mit Text.)

den ganzen Jahren ihrer Ehe noch nicht. Wenn eine ganz junge, unerfahrene Frau nicht hauszuhalten versteht, so ist das schlimm genug, denn jedes Mädchen, das heiratet, soll einen Haushalt führen können, aber da gibt es doch allenthalben noch Entschuldigungsgründe, — wenn aber eine Frau in deinem Alter plötzlich anfängt, liebreich zu wirtschaften, da steht einem der



Verstand still. Vorwurf ist gar nichts weiter als Schulden und Schulden sind unmoralisch.

In der That war es weitergegangen, und indem er sich hoch und heilig versicherte, daß es unwiderstehlich das letzte Mal sein sollte, hatte er ihr das erbetene Geld gegeben, aber zum erstenmal in ihrer Ehe hatte er den ganzen Tag keinen freundlichen Blick für seine Frau gehabt und war, ohne ihr den üblichen Gutenachtkuß zu geben, auf sein Zimmer gegangen.

Frau Helene hatte unten im einsamen Wohnzimmer bittere Tränen vergossen. Am nächsten Tage hatte sie dann begonnen, um ein gutes Wort, einen liebevollen Blick ihres Mannes zu werben mit allen möglichen unschuldigen kleinen Künsten, und allmählich war es dann auch wieder zu einem freundlicheren Verhältnis zwischen ihnen gekommen, aber ein Schatten blieb.

Längere Zeit hatte der Rechnungsrat keinen Anlaß zum Tadel gehabt, bis dann etwas Furchtbares passierte. Durch einen Zufall kam der Hausherr dahinter, daß wochen-, ja monatelang die Milch- und Brotrechnung nicht bezahlt war, die seinem strengen Befehle gemäß alle acht Tage beglichen werden mußte.

In den Augen eines anderen Mannes wäre selbst das sicher nicht als ein ganz fluchwürdiges Verbrechen erschienen.

Rechnungsrat Wolter aber hatte sein ganzes Leben lang nur peinlichste Ordnung in Geldangelegenheiten gekannt, stammte aus einer eingefleischten Bureaukratenfamilie, in der Schuldenmachen fast als gleichbedeutend mit Stehlen galt, und konnte für ein derartiges Vergehen überhaupt keine Entschuldigungsgründe. Er machte eine entsetzliche Szene, sein jahrelang unterdrücktes, jähzorniges Temperament kam zum Ausbruch, und er warf seiner zitternden Frau die wahnsinnigsten Beleidigungen und Beschuldigungen an den Kopf. „Und wie — in des Teufels Namen, wie hast du denn das Geld verschleudert?“ fuhr er sie an.

Sie wurde erst rot, dann blaß. — „Ich, ich, hatte einmal mein Portemonnaie verloren — mit einer größeren Summe“, stammelte sie.

„Dein Portemonnaie verloren! Ist es die Möglichkeit! Ist so etwas erlaubt? Welcher erwachsene, vernünftige Mensch verliert sein Geld! Sieh mich an, ich bin fünfzehn Jahre älter als du, aber ich habe noch nie auch nur einen Pfennig verloren! — Ich werde dir von nun an immer nur zehn Mark auf einmal geben, und du wirst mir dann jedesmal erst vorrechnen, ehe du mehr bekommst.“

Er, Bittern ging durch die Gestalt der Frau. „Das werde ich nicht tun“, sagte sie fest.

„Wirst du nicht tun — wirst du nicht tun, — was soll das heißen?“ schrie er, mit der Faust auf den Tisch schlagend.

„Es wird nicht wieder vorkommen, daß das Geld nicht stimmt und etwas unbezahlt bleibt“, sagte sie fast leise.

„Wird nicht wieder vorkommen!“ Er lachte höhnisch, — „ist nun schon das drittemal, ich habe wirklich keine Lust.“

„Es wird nicht wieder vorkommen“, sagte sie noch einmal leise, aber es lag ein Etwas in ihrer Stimme, das den Mann zwang, sich zu mäßigen.

„Gut, so höre nun das letzte, was ich dir zu sagen habe. Ich gebe dir dein Wirtschaftsgeld von nun an in vier Teilen — wöchentlich —, deine Schulden werde ich dieses eine Mal bezahlen, weil ich meinen ehrlichen Namen hier in der Stadt nicht bloßstellen will. Passiert aber noch ein einziges Mal die gewöhnliche Unregelmäßigkeit mit dem Gelde, so bekommst du überhaupt keines mehr und ich werde die Wirtschaftslasse führen. Ich will mich nicht von dir ruinieren lassen; das bin ich schon unserem Jungen schuldig. Ein Glück, daß der die Ordnungsliebe von mir geerbt hat! Ich würde den Bengel auch More's lehren, wenn er sich unterstanden hätte, mir mit Schulden und solchen Niederlichkeiten zu kommen“, schloß er.

Nach dieser Unterredung ging Frau Helene langsam, schlep-penden Ganges wie eine Kranke, hinauf in ihr Zimmer, setzte sich an ihren Schreibtisch, vergrub das Gesicht in beide Hände und weinte. Und dieses jammervolle, bittere Weinen der alternenden Frau, die ihm fast dreißig Jahre lang die liebevollste, treueste Gefährtin gewesen, hatte das Herz des Rechnungsrates vielleicht doch gerührt. Er hörte es aber nicht.

Als sie sich etwas beruhigt, zog Frau Helene eines der Schreibfächer ihres Schreibtisches auf und entnahm ihm ein kleines Päckchen Briefe, sorglich mit blauem Bande zusammengebunden. Die beiden lezten zog sie hervor. Niemals gab sie ihrem Manne einen der an sie gerichteten Briefe zu lesen — das war auch einer der wenigen Fälle, wo sie ihm gegenüber standhaft geblieben war. „Was man mir schreibt, sind nicht meine Angelegenheiten, nicht meine Geheimnisse, und selbst bei den harmlosesten Briefen kann ich nicht wissen, ob es dem Schreiber recht, wenn du seine Briefe liest“, hatte sie gemeint. Sie hatte lange mit ihm kämpfen müssen, bis er es aufgab, sie fort und fort zu fragen und zu pei-nigen, denn eine seiner Schwächen war die Neugierde. Als es

sich dann um die Briefe des Sohnes handelte, war der Kampf von neuem ausgebrochen, aber auch da war sie fest geblieben. Ihr einziges Kind, an dem sie mit allen Fasern ihres Herzens hing, das ihr so ähnlich war und das sie darum so viel besser verstand als der allzu strenge, pedantische Vater, sollte sich immer vertrauensvoll an das Mutterherz allein wenden können.

Frau Helene las die Briefe ihres Kindes noch einmal. Sie trugen Tränen Spuren, und ihre Tränen, die auch jetzt wieder darauf fielen, verwischten die geliebte Schrift noch mehr.

Ihr Sohn hatte geschrieben:

Liebste Mutter!

Wieder einmal muß ich Dir allein mein Herz ausschütten und Dir gleichzeitig eine Bitte vortragen, die dem Vater zu sagen ich niemals wagen würde. Ich habe den Vater lieb, ich verehere ihn, aber ich weiß doch, daß er für vieles niemals Verständnis haben kann und wird, und daß wir uns innerlich ganz fremd sind. Du hingegen, meine liebe, gute Mutter, Du hast mich immer verstanden, und wir haben ja oft davon gesprochen, wie ich so ganz Dir gleiche, ganz Dein Sohn bin und selbst da, wo Du mich vielleicht nicht verstehen kannst, wird Dein gütiges, liebevolles Herz immer für mich sprechen.

Weißt du noch, Vater konnte es nie begreifen, wie man die sauberen, wohlgepflegten, bequemen Spazierwege verlassen konnte, um über Wiesen und Felder zu streifen, Blumen zu pflücken und lustige, törichte Lieder zu singen, wie wir beide es taten, mein Mütterchen? — Das fällt mir nur jetzt so ein als Beispiel, denn das, was ich Dir beichten will, ist auch wohl ein Schritt abseits von der vorgeschriebenen Straße, etwas, das nicht absolut zu dem Leben eines königlich Preussischen Assessors gehört, und das Vater darum niemals verstehen oder gar mit wohlwollender Nachsicht betrachten würde.

Du weißt, liebe Mutter, daß ich sehr still und zurückgezogen lebe, weil, wenn man hier erst einmal anfängt, mehr als die allernotwendigsten Besuche bei den Vorgesetzten zu machen, man sich vor Einladungen überhaupt nicht retten kann, und mir nichts schrecklicher ist, als Abend für Abend das Tanzbein zu schwingen und öde Salongespräche zu führen. Ich sitze gern allein zu Hause in meiner Stube und rauche, lese oder musiziere, oder aber ich gehe ins Theater oder Konzert.

Ich schrieb Dir schon, daß ich eine Wohnung bei einer sehr netten Wirtin gefunden habe, einer einfachen, im eigentlichen Sinne wohl ungebildeten Frau, die aber eine tiefe Herzensbildung und reiche Lebenserfahrung hat und mir vom ersten Augenblick an sehr sympathisch war. Auch daß Frau Kettner eine Tochter hat, erwähnte ich wohl einmal kurz. Lotte Kettner näht Wäsche für ein Geschäft, wobei ihr die Mutter hilft, soviel es ihre Zeit und ihre sehr schlechte Gesundheit erlaubt, sie ist nämlich zeitweilig von Wicht halb gelähmt.

Ich wohnte schon wochenlang im Hause, ohne die Tochter je gesehen zu haben, da sie nie in meiner Anwesenheit mein Zimmer betrat, und nur die Mutter hatte mir einmal erzählt, wie fleißig die Tochter sei und wie treu sie ihr helfe in ihrer Sorge ums tägliche Brot. Frau Kettner ist nämlich gänzlich mittellos und hat außer der Miete für mein Zimmer und dem, was sie durch ihrer Hände Arbeit verdienen, nichts. Einmal traf ich dann Lotte Kettner auf der Treppe, und der Eindruck, den ich von ihr gewann, war entscheidend. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß ich noch niemals ein so seltsam, so rührend schönes Mädchen gesehen habe, von einer so feinen, zarten Schönheit, daß man sie nie und nimmer für ein Kind armer Eltern halten würde.

Wir sprachen einige Worte zusammen, und das war der Beginn unserer Freundschaft. Ich ging nun öfters abends in das Zimmer Frau Kettners, anfänglich unter dem Vorwande, etwas zu fragen oder zu bestellen. Mutter und Tochter saßen dann immer eifrig nährend am Tisch, und ich merkte, daß sie sich freuten, wenn sie sich etwas unterhalten konnten. — Aus den kurzen Unterhaltungen wurden längere, und schließlich kam es so, daß ich fast Abend für Abend mit in dem ärmlichen Zimmer saß und den beiden Frauen vorlas oder mit ihnen sprach.

Sieh, Mütterchen, und diese Stunden sind die schönsten gewesen, die ich verlebt, seit ich hier bin! Kannst Du Dir vorstellen, was es für ein junges, schönes Mädchen heißt, nichts, aber auch nichts von dem genießen zu können, was das Leben sonst jungen Menschenkindern bietet? Tag für Tag, von morgens bis abends sich quälen nur für das bißchen tägliche Brot?

Vielleicht hat Lotte Kettner das alles nicht so empfunden, weil sie von klein an nur Not und Sorge gekannt hat — trinkender Vater, verkommener Bruder, dem sie jetzt noch ab und zu eine Unterstützung schiden — und dabei selbst nur zart und fräulich ist.

„Lotte hat's auf der Zunge“, sagte mir Frau Kettner einmal mit jener stumpfen Trostlosigkeit, die eben solche Leute haben, die wissen, daß ihnen ja doch die Mittel fehlen, um zu helfen



in die Praxis umsetzen zu können! Es war etwas Überbissiges in seinem Wesen: man konnte ihn nicht hassen — man konnte ihn nicht lieben! Jetzt aber verehrten seine Soldaten ihn und schätzten in ihm einen selbstsicheren und begabten Führer.

Das wusste Breitenstein. Und vor dem Ausmarsch aus der Kaserne sagte er zu seinen Leuten: „Kinder, mit euch geh' ich durchs Feuer!“

#### Bergerbild.



Wo ist das Kinder mädchen geblieben?

Wie Wetterleuchten wirkten diese ersten inigen Worte aus des Führers Munde und entzündete in den Soldatenherzen eine hohe Begeisterung. — Der Feldwebel nützte den großen Augenblick aus, versicherte ihm die unbedingtste Treue der ganzen Kompagnie, die sofort in ein urkräftiges Hurra! — Hoch! auf Breitenstein ausbrach. Er dankte mit einem maßvollen Lächeln, wie es der erste Napoleon liebte — dann war alles wieder beim alten — wochen-, mondelang.

Da gab es anfangs Mai im Schützengraben einen Sonntag, einen Feiertag für die ganze Kompagnie. — v. Breitenstein hatte einen Brief empfangen, in dem seine Gemahlin ihm die beglückende Kunde von der Geburt ihres ersten Kindes, eines gesunden und schönen Stammhalters übermittelte. Da fing Breitenstein auf einmal an zu lachen, und hat so laut und herzlich gelacht, daß im Schützengraben ein Aufsehen und Fragen entstand, lauffeuerartig, ob wohl der Himmel den Hauptmann zum Lachen gebracht habe. Aus den Unterständen traten sie hervor, um den lachenden Kompagnievater wie ein Weltwunder anzustarren.

Schließlich lachten alle mit, als seien sie elektrifiziert, und es kam ein Leben in die Soldaten, als sei ein bannender Zauber auch urplötzlich von ihnen gewichen.

Man muß die Feste feiern wie sie fallen, namentlich im Schützengraben! Und jetzt war so ein Fest gekommen, das mußte besonders begangen werden, weil es so ganz unerwartet kam.

Ein bayerischer Landwehrmann, der bei einem Sturmangriff zur Kompagnie Breitenstein verschlagen worden war, ein echtes Münchner Kindl, meldete sich sofort zum Requirieren, nahm aber, gegen seine Gewohnheit, einen Kameraden mit: reiche Beute in Aussicht! — Er war noch nie leer zurückgekehrt — und brachte heute sogar zwei Fässer Rotwein, einen Hahn und drei Gemen. So oft man ihn nach der Quelle seiner Beute fragte, antwortete er immer nur: Gfunden! — Er war ein äußerst talentierter Requirierungskünstler! Unbezahlt! Und heute von unerfesslichem Werte!

v. Breitenstein hatte diesen Festtag vorbereitet, ließ an alle seine Soldaten Zigarren und Zigaretten verteilen, und an besonders tüchtige Leute noch besondere Gaben. Das war eine Lust, eine Laune und ein Humor, als wären sie im Manöver, aber nicht im blutigsten Völkerringen! —

Doch warum sich mit Grillen plagen? Ob dieses Fest unseres Hauptmannes nicht meine letzten frohen Stunden auf dieser Erde sind? Heute nacht werden die schwarzen Hyänen da drüben wieder einen Sturmangriff auf unsere Stellungen versuchen. — Ob nicht so ein farbiger englischer Gegner die Kugel schon im Bewehrtauf stecken hat, die für mich bestimmt ist? — Darum auf! Lustig und fröhlich! — Soldatenblut.

Im Unterstand der Offiziere bediente heute der „Münchner“. Man konnte sich ins Hofbräuhaus versetzt denken und den Noten für Bier trinken, wenn man ihn ansah und ihm zuhörte! Seinen gesamten Vorrat an Wit und Humor bot er auf, als gelte es, die günstige Gelegenheit zu benutzen und „den eifrigen Hauptmann“ nie mehr aus dem Lachen herauskommen zu lassen. —

Am späten Nachmittage kieg v. Breitenstein in den Schützengraben. Die Pflicht und ihre Erfüllung! — Das war der oberste Grundsatz seiner Persönlichkeit. Jetzt gemahnte sie ihn, nach dem Gegner zu sehen und die nötigen Voraussetzungen zu einer glücklichen Abwehr des nächtlichen Sturmangriffs zu prüfen.

Der Münchner immer hinter ihm her — wie ein Schutzgeist. — Das Ziel, das er sich gesteckt hatte, erschien ihm ebenso wichtig wie dem Hauptmann sein Kontrollgang.

Plötzlich trachte ein Schuß! Der Bayer hatte ihn über dem herzlichen Lachen seines Hauptmanns beinahe kaum gehört. Gaben die Spitzbuben da drüben wieder mal was gesehen?! dachte er, — als auf einmal etwas Schweres auf ihn fiel und ihn zu Boden drückte. Er war gewaltig erschrocken, besann sich aber um so schneller und — hielt seinen Hauptmann in seinen Händen. —

„Herr Hauptmann!“ —

Keine Antwort.

„Herr Hauptmann, ist Ihnen etwas geschehen?“ — Schweigen.

Still wand er sich unter der Last des Körpers hervor, drehte ihn herum und schaute ihn entgeistert an. — Hauptmann v. Breitenstein war tot. — Unter dem Rücken schild war die feindliche Kugel in die Schläfe gedrungen und hatte sofort den Tod des Mannes herbeigeführt, dem viele eine glänzende Laufbahn prophezeiten und wünschten. — Ein fürchterliches Schicksal, dieser Krieg! — Und wie seltsam — wie seltsam Breitensteins plötzliches Ende.

Der im Leben so selten lachte — jetzt trugen seine Züge ein fröhliches Lachen: Im Lachen war sein Antlitz erstarrt — eine Maske des großen Verjöhners Tod — ein glückliches, seliges Ende.

### Waschen der Flanell-Sportblusen.

Bei der großen Vorliebe für Sportblusen und Hemden aus dem praktischen und hübschen englischen Flanell, zu dem sich noch ein glanzreiches Gewebe, der sogenannte Taffet-Flanell gesellt, dürften mancher Dame einige erprobte Winke für das zweckmäßige Waschen dieser Sportbekleidungen erwünscht sein. Das Hauptaugenmerk ist bei der Wäsche von Flanellblusen darauf zu richten, daß das Einlaufen und Filzen des Stoffes vermieden wird, was dadurch geschieht, daß man sowohl jedes direkte Einseifen sowie hartes Reiben und Bringen der Blusen unterlassen muß. Man bereitet mittels heißen Wassers und guter, weißer Kernseife, die man fein schnibelt, eine Seifenlauge, die man mit kaltem Wasser bis auf 22 Grad Reaumur abkühlt. Darin staucht und drückt man nun die Flanellgegenstände tüchtig aus, wobei man die Bündchen des Halsausschnittes und der Ärmel besonders berücksichtigt und, wenn sie sehr schmutzig sind, leicht reiben muß. Dann spült man die Blusen in klarem Wasser von derselben Temperatur wie das Waschwasser und seht, falls es sich um farbige Stoffe oder solche mit farbigen Streifen handelt, einen Teelöffel voll Salz oder einen Eßlöffel Essig hinzu, was die Farben auffrischt. Bei glatt weißen Blusen ist ein schwaches Blauen des Spülwassers empfehlenswert, doch ist es ratsam, hierfür kein Blaupulver, sondern Blaupapier zu verwenden, damit in dem wolligen Stoff keine Pulverförmchen zurückbleiben und Flecken verursachen. Das leichte Blauen des Spülwassers gibt dem Flanell einen rein weißen Ton. Nun entfernt man die Rasse aus der Bluse durch Ausdrücken zwischen den Händen und Klopfen zwischen sauberen Tüchern, denn ein Auswringen würde unthätbare Falten und Zerrungen des lockeren Gewebes verursachen. Um ein Verziehen der Bluse beim Aufhängen und Trocknen zu vermeiden, breite man sie zuerst auf einer sauberen, mit einem Tuch bedekten Tischplatte aus, zwipse sie in die richtige Form, streiche den Stoff recht glatt aus und dehne die Bündchen am Halsausschnitt und Ärmeln, weil diese leicht einlaufen. In dieser Lage lasse man sie übertrocknen, dabei öfters mit einem trocknen Tuche darüber tupfend. Dann erst, nachdem die Schwere des Wassers aus dem Stoffe ist, die das Verziehen verursacht, hänge man sie möglichst im Freien oder auf einem lustigen Boden auf und lasse sie dort nur so weit trocknen, daß sie sich noch etwas feucht anfühlen. Nun kann man sie bügeln, und sie werden, also behandelt, wie neu erscheinen und bei wiederholter Wäsche weder einlaufen noch filzen. Die Sporthemden aus Flanell für Herren und Knaben werden in derselben Weise behandelt.

M. Kn.

### Heimlich Leid.



he habt es gut, die ihr in schwarzen Schleiern Umhergehn dürft und euren Gelben feiern, Ich seh' euch neidisch nach im bunten Kleid, Und trage schwer mein heißes Herzeleid.

Ich weiß nicht einmal, ob ich mehr ihm war Als eine aus der hellen Mädchenschar, Ob se sein junges Herz nur ganz gehört, Ob nur der Krieg mein heimlich Glüd gestört.

Ich weiß nur, daß ich alles gab dem Eimen, Ich will mein Recht, — mein Recht, um ihn zu weinen.

Alara Fries



Briefe von Hans oben auf. — Und er las diese Briefe — — — Zunächst war nichts in ihm als ein grenzenloser Schmerz, ein Gram, der ihn niederdrückte, der sein Haupt auf die Tischplatte fallen und die Hände sich in die Haare krallen ließ.

„Hätte ich das gewußt — hätte ich das ahnen können!“ — ächzte er. Und dann überkam ihn plötzlich ein wüthender Zorn gegen den Sohn, der das alles verschuldet. Räh richtete er sich in die Höhe, — er wollte hin zu ihm, ihn zur Rechenschaft ziehen.

„Um eines Mädchens willen die Mutter“ — sein Gesicht überzog sich jäh mit dunkler Röte — „ich will das, was mir rein und heilig ist, nicht durch unreine Gedanken und Worte in den Schmutz ziehen lassen“ — fielen ihm die Worte seines Sohnes ein.

Er sank wieder auf seinen Stuhl zurück. Hans hatte recht mit dem, was er geschrieben — —

Wie würde es ihn treffen, ihn, den der Tod der Mutter schon ganz und gar umgeworfen hatte, wenn er erfuhr, was sie erduldet einestwegen, welche Opfer sie für ihn gebracht, — er bekäme es fertig, — ihn schauderte. — Und wer trug die größte Schuld? Doch nur er, der so lange ihr Gatte gewesen und doch kein Verständnis und keine Liebe für sie gehabt, als sie deren bedurfte! Und das, warum er ihr gezürnt, erschien ihm plötzlich jammervoll richtig und klein.

Er allein trug die Schuld, daß sein Weib und sein einziges Kind kein Vertrauen zu ihm gehabt, — und er barg das Gesicht in beide Hände und weinte. —

Als er sich wieder aufrichtete, war in seinem Herzen der feste Entschluß, die Qual der Reue allein zu tragen. —

## Doctor Fir.

Humoreske von M. A. Neschte-Schöna. (Nachdruck verb.)

Im Wartezimmer des Dr. Jonas haben sich die Patienten wie gewöhnlich scharenweise eingefunden und sitzen nun in jener angenehmen Stimmung, welche wohl jeden im Vorzimmer eines Arztes zu befallen pflegt, auf der Lauer, den Zeiger des mit einem elektrischen Läutewerk verbundenen Nummerapparates über der Thür des Sprechzimmers mit gespannten Blicken verfolgend. Es ist spassig, zu beobachten, wie prompt der glückliche Besitzer der angezeigten Nummer in die Höhe schnellst, sobald die Glocke ertönt. Ja, ja, mit dem Dr. Jonas ist nicht gut Kirichen essen, das weiß die ganze Stadt, und nicht mit Unrecht hat man ihm den Spitznamen Dr. Fir beigelegt. Wehe dem Patienten, der sich nicht pünktlich einfindet oder nicht rasch genug sein Anliegen vorbringt. Mit der größten Liebenswürdigkeit wird ihm vorgestellt, daß es eine riesige — Unverschämtheit ist, auch nur eine Minute der kostbaren Zeit des vielbegehrten Arztes zu vergeuden. Und viel begehrt ist er, das zeigen das stets überfüllte Wartezimmer und der endlose Bestellzettel mit den gewünschten Hausbesuchen über seinem Schreibtisch. Dank der schier unglaublichen Schnelligkeit, mit welcher er zu verschahren pflegt, ist es ihm möglich, dieser Riesenpraxis nachzukommen, wobei ihm eine brillante Diagnose sehr zu statten kommt. Mit rasender Eile jagt sein eleganter Wagen durch die Straßen der Stadt, und man kann ganz genau berechnen, wo es halten wird, denn drei Häuser weit vorher steckt Dr. Fir schon sein schmales Kinderfäßchen zum Wagenschlag heraus, um rasch wie ein Eichtäfelchen ins Haus zu huschen. Keim Fremder würde in dem kleinen, bebenden Männchen mit dem Aussehen eines Primaners den weit und breit berühmten Chirurgen Jonas vermuten, der mit seinen winzigen Händen schon die wunderbaren Operationen ausgeführt hat, deren glänzende Erfolge ihm von Tag zu Tag neue Ehren und neue Patienten verschaffen.

Nichts konnte ihn aber mehr verdrießen, als langatmige Krankheitsberichte, und keiner seiner Patienten konnte sich rühmen, einen solchen zu Ende geführt zu haben. Trat er an ein Krankenbett, so genügte ein Blick, ein Griff an den Puls vollständig. Der Rezeptblock mit dem Tintenstift, den er stets bei sich führte, wurde hervorgezogen, das Rezept auf dem Knie geschrieben, einige Verhaltensmaßregeln erteilt, und husch, ehe der Kranke sich's versah, war er schon wieder hinaus. Manch einer schrieb sich die seiner Ansicht nach hochwichtigen Krankheitsercheinungen auf einen Zettel, um sie dem Arzte rasch vorzulesen, dazu gekommen ist aber keiner.

In der Sprechstunde war es aber fast noch schlimmer. Wie unendlich oft klingelte er schon dem nächsten Patienten, während der vorige noch halbangekleidet vor ihm stand, was jedesmal bei weiblichen Personen ein entsetzliches Aufschreien und eifriges Protestieren verursachte.

Heute hatte er es nun besonders eilig, wie einige bereits abgefertigte Patienten schon kühnlich berichteten, indem sie hinzusetzten, daß die Raune des Gestrigen keine besonders gnädige sei. Man tauscht viel sagende Blicke miteinander und beobachtet

doppelt eifrig das Vorrücken des Nummerzeigers, der die Nummer 16 in das Sprechzimmer befohlen hat. Die Nummer 17 trifft einen behäbigen Fischermeister, der vorsichtshalber schon an der Thür Posten steht, um ja recht schnell dem Zeichen folgen zu können. Er hat schon trübe Erfahrungen mit dem Dr. Fir gemacht und ist wegen seiner langsamen Sprechweise schon manch liebes Mal von ihm angechnauzt worden, deshalb sieht er ziemlich beflommen der Untersuchung entgegen. Jetzt schrillt die Klingel. Der starke Mann klappt zusammen wie ein Taschenmesser, um gleich darauf wie besessen zur Thür hineinzustürzen, wobei er höchst urausant mit dem Heraustommenden zusammenprallt.

„Ah, Meister Hammer!“ ruft ihm schon der Doktor entgegen, während er noch eifrig in sein Buch einträgt. „Na, wo seht's denn? Aber ein bißel fix, mein Lieber.“

„Ach, Herr Doktor,“ beiläufig sich der Fischermeister zu berichten, „mir ist 'ne Gräte stecken geblieben, als ich —“

„Schon gut, schon gut, mein Lieber. Das werden wir gleich haben. Da, setzen Sie sich hin, den Kopf zurück, Mund weit auf, so — noch weiter — hm — hm.“

Meister Hammer hat anfangs widerstrebt, aber Dr. Fir führt ein Instrument nach dem andern in seinen weitaufgesperrten Rachen und übergeht sein eifriges Protestieren vollständig. Mit dem Kehlkopfspiegel und der Schlundsonde ist nichts zu finden, da muß zur Magensonde und endlich zum Magenschwamm gegriffen werden. Doch auch damit ist kein Resultat zu erzielen.

„Ja, zum Donnerwetter, wo ist Ihnen denn die Gräte stecken geblieben?“ ruft ärgerlich ob des vergeblichen Bemühens der Doktor.

Meister Hammer kann ihm aber jetzt unmöglich Rede stehen, denn ein fürchterlicher Hustenanfall hat sich infolge der Untersuchung seiner bemächtigt, und trotz seiner fieberhaften Ungebuld muß der Doktor warten, bis er sich ein wenig erholt hat.

Blaurot im Antlitz und noch außer Atem stößt der Armste endlich hervor: „Hier im linken Arme — ist mir die Gräte beim Schuppen eines großen Hechtes stecken geblieben.“

„Aber Mensch, warum haben Sie denn das nicht gleich gesagt?“

„Ja, Herr Doktor, Sie haben mich ja gar nicht ausreden lassen“, erwidert kläglich der noch immer hustende und würgende Meister.

Der Doktor sieht ihn einen Moment verblüfft an und bricht dann in ein Gelächter aus, so laut und herzlich, wie es wohl noch nie von den Wänden des Sprechzimmers zurückgehallt ist.

„Nein, nein, 's ist nicht zum glauben!“ ruft er, noch immer krampfhaft lachend. „Hat der Mann die Gräte im Arme stecken und läßt sich geduldig mit Schlundsonde und Magenschwamm traktieren, als wenn das so ein besonderes Vergnügen wäre!“

„nen Vergnügen war's freilich nicht!“ knurrt Hammer ärgerlich, denn das Lachen des Doktors verdrießt ihn.

„Aber, lieber Meister, was haben Sie sich eigentlich dabei gedacht, als ich mit dem Magenschwamm ankam?“

„Au je, Herr Doktor, ich hab' halt gemeint, Sie werden endlich mit dem langen Dinge zum Arm heraustrimmen.“

Eine neue Lachsalve ist die Folge dieses Geständnisses. Dann befreit der Doktor den armen Schluder von seiner Gräte, verbindet ihn und klopft ihm begütigend auf die Schulter.

„Na, leben Sie wohl, lieber Meister, und nichts für ungut!“

„O Gott bewahre, Herr Doktor!“ lautet die treuerzige Antwort. „Für das Vergnügen, Sie einmal so herzlich lachen zu sehen, kann man sich schon einmal in'n Hals kutschieren lassen. Aber 's nächstemal, Herr Doktor, da lassen Sie mich erst zu Worte kommen, ehe Sie solche 'eingreifende' Untersuchungen vornehmen.“

Lachend versichert ihm das der Doktor, und nachdem er den biedereren Meister mit herzlichem Händedruck entlassen, muß er sich noch ein Weilchen sammeln, ehe er dem nächsten Patienten klingelt.

## Die Maske des Todes.

Skizze von Kurt Burg. (Nachdruck verboten.)

Hauptmann von Breitenstein war ein eigentümlicher Mensch. Was alle uns so sehr zieht und verschönt, das konnte er nicht — er konnte nicht lachen. Eigentümlich! — Sein Vater war Diplomat gewesen, und die eiserne Kälte, welche trotz ihrer feinen Höflichkeit und Liebenswürdigkeit von diesen Leuten ausgeht, hatte sich buchstäblich auf ihn vererbt.

War er schon als Kind färglich mit dem Lachen versehen, so schien es ihm jetzt als Offizier und Kompagnieführer gänzlich unter seiner Würde. Im Kasino nannte man ihn den „Eisigen“, und seine Mannschaften fürchteten ihn mehr als sie ihn liebten. Man hielt ihn allgemein für unzugänglich, obwohl eigentlich noch keiner seiner Untergebenen diese Erfahrung gemacht hatte.

Selbst als es ins Feld ging, sah man den Hauptmann bloß lächeln: die Freude des Offiziers, der endlich den Augenblick gekommen sieht, die in langer Friedenszeit erprobte Tüchtigkeit



und zu bessern. So hat nun dieses einfache, ungebildete, aber selten hochbegabte Mädchen ein reiches Innenleben geführt und nachgedacht über Menschheits- und Ewigkeitsfragen, über die die meisten unserer jetzt so gelehrten jungen Damen nicht nachzudenken pflegen. — Du kannst dir nicht vorstellen, wie glücklich sie war, sich einmal aussprechen und ausfragen zu können, und wie dankbar, wenn ich etwas ihr erklären, sie belehren konnte!

Ist es ein Wunder, daß sich aus unserer Freundschaft allmählich eine tiefe, innige Zuneigung entwickelte? Ich brauche mich ihrer nicht zu schämen, Mutterchen, und ich kann dir versichern, daß die reine Liebe zu Lotte Kettner mich vor manchem Unreinen bewahrt hat, das sonst leicht an einen jungen Mann herantritt.

Als das Wetter wärmer wurde, habe ich einige Male mit ihr kleine Ausflüge in die Umgegend gemacht, das arme Ding war ja selten hinausgekommen und nun so unaussprechlich glücklich und dankbar für das bißchen Sonne, das ich ihr brachte. Aber das Glück währte nicht lange. Auf unserem letzten Ausfluge hatte Lotte sich erkältet und bekam eine Lungenentzündung. Wochenlang haben wir in der größten Angst um sie geschwebt, und nur wie durch ein Wunder ist sie uns erhalten geblieben, — nicht für lange Zeit, wie der Arzt mir sagte, denn ihre Lunge ist unheilbar krank. Alle Ersparnisse der Mutter, alles, was wir beide nur irgend erübrigen konnten, ist während der Krankheit draufgegangen, und dabei ist der Arzt noch nicht einmal bezahlt, und wir haben noch andere Schulden. Die Not ist grenzenlos groß, Mutterchen, denn jeder Verdienst der Frauen fällt doch jetzt fort, und dabei möchten wir doch so gern der geliebten Kranken ihr Leiden erleichtern und sie etwas pflegen. Ich weiß ja, daß Du, geliebtes Mutterchen, einen geheimen Sparfonds hast und daß dein Inhalt dazu bestimmt ist, Deinem großen Jungen ab und zu eine besondere Freude zu machen. Schide mir das Geld jetzt, liebste Mutter, damit wenigstens der größten, augenblicklichen Not abgeholfen ist! Und wenn Du sonst noch helfen kannst und willst, ich wäre dir unendlich dankbar. Ich habe nie gewußt, wie schrecklich qualvoll es ist, einen geliebten Menschen leiden zu sehen, ohne ihm helfen zu können und ohne in der Lage zu sein, ihm jene kleinen Erleichterungen zukommen zu lassen, die uns verwöhnten Menschen so selbstverständlich dünken.

Du wirst begreifen, liebste Mutter, daß ich mich Vater nicht anvertraue. Wenn ich ihm einfach sagte, ich hätte Schulden, geriete er außer sich und würde genau nachforschen und fragen. Und ich kann ihm nicht die Wahrheit sagen, ich will nicht das, was mir rein und heilig ist, durch unreine Gedanken und Worte entweihen, in den Schmutz ziehen lassen.

Verzeih mir, Mutterchen, aber Du weißt ja selbst am besten, wie Vater die ganze Sache beurteilen würde, wie er die zornigen, hohnvollen, verlegenden und herunterziehenden Worte nicht ausstünde, und — helfen würde er doch nicht.

So vertraue ich mich Dir allein an, geliebte Mutter, und lasse in Gedanken Deine lieben Hände, die, das weiß ich ganz gewiß, helfen werden ihrem dankbaren Sohn Hans.

Ihr Sohn hatte sich nicht vergebens an sie gewandt, Frau Helene hatte ihm damals all ihre kleinen Ersparnisse geschickt und vom Wirtschaftsgelde hinzugefügt, was sie irgend entbehren zu können glaubte.

Sein nächster Brief war dann so voll heißer Dankbarkeit für die schnelle Hilfe der Mutter, für die treuen, verständnisvollen Worte, die sie ihm geschrieben, daß sie sich reich belohnt fühlte. Aber ihr Hans schrieb dann weiter:

„Der ersten, dringenden Not ist ja nun abgeholfen durch Deine Güte, mein Mutterchen, aber wenn Du kannst, hilf noch weiter, wenigstens so lange, bis die Kranke sich so weit erholt hat, daß ihre Pflege nicht mehr die ganze Zeit der Mutter in Anspruch nimmt und diese wieder ihre Arbeit aufnehmen kann! Lotte wird es nie wieder können, sie wird nach dem Ausspruch des Arztes niemals wieder die Stube verlassen, sondern ihre letzte Lebenszeit im Bett und Lehnstuhl verbringen. Aber das darf sie natürlich nicht wissen, sie hofft ja mit aller Zuversicht darauf, bald wieder ganz gesund zu sein.“

Und Frau Helene hatte weiter geholfen, ohne dem geliebten Sohne mit einem Worte zu verraten, was für Opfer sie brachte.

Rechnungsrat Wolter fand keinen Grund mehr, sich über die Verschwendungssucht seiner Frau aufzuregen. Niemals wieder bat sie ihn um Vorstoß, und niemals konnte er unbezahlten Rechnungen oder dergleichen auf die Spur kommen, so misstrauisch er auch forschte und spionierte. Ja, das war eben das Schlimme, er konnte sein Mißtrauen nicht wieder loswerden und gab sich auch gar keine Mühe, es vor seiner Frau zu verbergen. Wie unsäglich er sie damit quälte und demütigte, ahnte er nicht, oder wenn es ihm doch einmal zum Bewußtsein kam, so entschuldigte er sich vor sich selbst damit, daß sein Benehmen

nur die natürliche Folge ihres Vergehens sei und ihre gerechte Strafe. Es war, als ob all seine schlechten Anlagen sich jetzt erst voll entfaltet hätten. Seine Kleinigkeitskrämerei, die ja in geringem Maß immer schon bestanden hatte, nahm mehr und mehr zu, und dazu gesellte sich eine fast unerträgliche Reizbarkeit und Streitsucht, bei der er der hohn- und wulstgetränkten Worte nicht genug finden konnte, und seine Sparsamkeit, sein Feilschen um jeden Groschen nahm schon beinahe krankhafte Dimensionen an. In die alte Ehe, die bisher, wenn auch nicht besonders sonnig, so doch friedlich und zufrieden gewesen, war ein schriller Miston gekommen und der blieb.

Frau Helene litt unendlich, aber sie litt schweigend und wurde nur immer stiller und zarter. Ihr Gatte bemerkte das ebenso wenig wie die unerbittlich klein gewordenen Fleischrationen bei Tisch und die anscheinend plötzliche Vorliebe seiner Frau für Kartoffeln und Gemüse.

Die Briefe ihres Sohnes, die sonst eine Herzensfreude und Erheiterung für sie gewesen waren, brachten Frau Helene auch nur Trübsal. Sie litt mit ihrem Kind und sorgte sich um ihn, wenn sie daran dachte, daß er jetzt den größten Teil des Tages in einer Krankenstube zubrachte, daß er sich Entbehrungen mancher Art auferlegte, an die er nicht gewöhnt war, und es machte sie besonders traurig, daß sein Idealismus, sein sonniges Temperament durch so trübe Zeiten gehen mußte, die sich nie vergessen und auch ihm ihren unverwischbaren Stempel aufdrücken würden.

Und dann kam ein Tag, den Rechnungsrat Wolter sein ganzes Leben nicht mehr vergessen konnte.

Es war von morgens an drückend heiß gewesen und Frau Wolter fühlte sich ganz besonders schwach und elend und hatte sich nur mühsam durch das Haus geschleppt. Trotzdem pflichtete sie auf Wunsch des Gatten draußen in glühender Sonnenhitze Erdbeeren für ihn. Und dann war sie plötzlich bewußtlos zusammengebrochen.

Rechnungsrat Wolter war wie vor den Kopf geschlagen und hilflos wie ein Kind, und neben dem großen Schreck hatte er fast ein Gefühl des Vorwurfs für seine Frau: daß sie ihm das antun, ihn so erschrecken konnte!

Das alte, treue Mädchen brachte Frau Helene zu Bett und bemühte sich um sie, und ehe noch der Arzt kam, den der Rechnungsrat herbeigeholt, war sie wieder zum Bewußtsein gekommen, nur grenzenlos schwach und müde — todmüde.

Der Arzt schickte alle aus dem Zimmer und untersuchte sie, und als er wieder auf die Veranda trat, auf der der Rechnungsrat wartend saß, machte er ein sehr ernstes Gesicht.

„Sie wußten, daß Ihre Frau herzleidend ist?“ fragte er.

Der Rechnungsrat wurde blaß; er schüttelte den Kopf, ohne ein Wort hervorbringen zu können.

„Ja, ein altes, unheilbares Herzleiden, und — sie scheint in der letzten Zeit Aufregungen oder Kummer gehabt zu haben, dazu ist der Körper merkwürdig entkräftet. Hat Ihre Gattin über Appetitlosigkeit geklagt?“

Wieder schüttelte der Rechnungsrat den Kopf, die Kehle war ihm wie zugeschnürt.

„Ich — ich habe leider wenig Hoffnung“, fuhr der Arzt zögernd fort.

Otto Wolter griff, eine Stäbe suchend, nach der Kante des Tisches, es wurde ihm schwarz vor den Augen: „Wie, Doktor? Sie — Sie meinen doch nicht — daß — daß —“

Der Arzt nickte schweigend.

„Wir wollen unser möglichstes tun, ihr die letzten Lebens-tage zu erleichtern — vor allem Ruhe, absolute Ruhe, vielleicht daß dann — jedoch, ich habe wie gesagt, wenig Hoffnung.“

Als der Doktor gegangen war, saß Rechnungsrat Wolter noch eine ganze Weile in einer Ecke seines Arbeitszimmers, den Kopf in beiden Händen verborgen, und ab und zu kam ein qualvolles Stöhnen über seine Lippen. War es denn möglich — konnte es denn sein, daß die Frau, mit der er nun fast dreißig Jahre zusammengelebt hatte, so einfach von ihm gehen wollte, ihn allein lassen? Daß er gar keine Zeit mehr haben sollte, ihr etwas Gutes, Liebes zu tun! Er ging wankenden Schrittes hinüber ins Krankenzimmer und setzte sich an ihr Bett. Sanft und zart nahm er ihre Hand in die seine, wie er es einst getan vor langen, langen Jahren, und mit seinen hageren Fingern strich er zärtlich über diese treue, blasse, kleine Hand.

„Helene, Helene“, flüsterte er ab und zu.

Und plötzlich schlug sie die Augen auf und sah ihn an, klar und bewußt.

„Helene — meine gute Alte“, stammelte er, — „du — weißt du, das — das mit dem Schuldenmachen — ich bin nicht mehr böse“, kam es abgebrochen über seine Lippen.

Da ging ein leises Lächeln über ihr plötzlich so verfallenes Gesicht, und ihre Augen schlossen sich wieder. —





Die Bevollmächtigten der Montenegriner bei den Verhandlungen über die Waffenredung:  
Links: Major Kompar, Minister Dr. Matanovic, Minister Popovico. — Phot. A. J. G. H.

Am Abend erst dachte der Rechnungsrat daran, an seinen Sohn zu telegraphieren. — Am nächsten Morgen kam dieser dann



Georgios Theotakis,

griech. Staatsmann f. (Mit Text.)

ihrem Schreibtische nieder, die Tränen kamen ihm und tropften gerade auf ein kleines, blaues Heftchen, das da lag, und als er sie fortwischen wollte, sah er, daß auf dem Heftchen „Wirtschaftsbuch“ stand.

Das also war es, das ängstlich gehütete Buch, um das so viel harte Worte gefallen! Mechanisch, fast ohne es zu wollen, blätterte er darin, und seine Blicke irrten flüchtig über die Seiten, aber dann blieb er hie und da haften und wurde auch schließlich immer quämerlamer, und dann schlug er einige Seiten zurück, verließ, las wieder, und schließlich faßte er sich mit beiden Händen an den Kopf.

Was war das nur? Wie war denn das nur möglich!

bleich und wie von Sinnen vor Angst und Sorge um die geliebte Mutter, und Vater und Sohn sanken sich weinend in die Arme, und wohl zum erstenmale in ihrem Leben waren sie ganz eins in ihrem Fühlen.

Die Mutter erkannte ihr Kind noch, und ein freudiger Glanz kam in ihre müden Augen, aber sie sprach nicht mehr.

Es war am Tage nach dem Begräbnisse. — Hans war noch einmal vor seiner Abreise hinausgegangen nach dem Friedhofe aus Grab der Mutter, und Rechnungsrat Wolter stieg zum erstenmal seit langer Zeit hinauf in seiner Frau Stübchen. Er ließ sich an

Gefene hatte ja in den letzten Monaten niemals ihr ganzes Wirtschaftsgeld verbraucht, selbst zu jener Zeit nicht, als sie ihn um Vorschuß gebeten und Schulden gemacht! Da stand bei jeder Monatsberechnung noch ein Rest, einmal zweiundzwanzig Mark, einmal achtundzwanzig Mark und einmal gar siebenunddreißig Mark, und doch war dieser Rest niemals dem nächsten Monat gutgeschrieben. Und in den letzten Monaten hatte sie fast die Hälfte an Fleisch, an Eiern und Butter verbraucht

wie sonst, und doch hatte es ihm an nichts gemangelt; — bei diesem Gedanken legte es sich ihm wie ein eiserner Reiß ums Herz. Er schlug die Seiten

des Buches um und sah,

daß die letzte Seite auch beschrieben war, — er wurde plötzlich totenblaß, und der Schweiß trat ihm auf die Stirne. Da stand: Hans geschickt dreißig Mark, Hans geschickt zwanzig Mark und wieder und wieder: An Hans geschickt . . .

Seine Hand ballte sich zur Faust, ein Achzen kam über seine Lippen: also das war es —

Aber nun wollte er auch alles wissen, ganz klarsehen, und dann sollte ein Strafgericht losbrechen über diesen ungeratenen Sohn! — Er sah, daß der Schlüssel zum Schreibtisch seiner Frau gerade in dem kleinen Fache saß, in dem sie ihre Briefe aufzubewahren pflegte. Ohne zu zögern, schloß er auf — da lagen



In den Notinschlüpfen: Versteckter Beobachtungsposten bei den deutschen Stellungen in der Gegend von Pinst.

Phot. Leipziger Pressebüro.



Besichtigung österr.-ungar. Truppen durch Erzherzog Friedrich. Vorh. links der deutsche Armeeführer Graf v. Bothmer.





R. DUSCHEK.

Abtransport gefangener Italiener bei Trafoi in Tirol. Gezeichnet von R. Duschek.

für  
haus  
damit

Kerami  
stellung  
unter  
litten  
dem W  
Besuch  
finde

Otto R  
wurde  
verleße  
W  
Kleina  
2. Ma  
Kreuz

mittags  
an die  
zum W  
Genera  
in den  
Laufung  
hatt am  
buch-Ti  
sich hier  
Mitglied  
Di



Der Piräus, der Hafen von Athen. Der Vierverband landete in der Nähe dieses Hafens unter Verlegung der griechischen Neutralität Truppen, um auf den König Konstantin und das griechische Volk einen weiteren Druck auszuüben. Außer dieser Bedrohung der griechischen Hauptstadt von der Landseite ist der Hafen durch Kriegsschiffe blockiert, und gleichzeitig wurde die Benutzung der Seelabel den griechischen Händen entzogen.

Die montenegrinischen Unterhändler, die nach der Flucht des Königs Nikita zum Abschluß der Übergabeverhandlungen in Cetinje zurückblieben.

Von links nach rechts: Artillerieoberstleutnant Lompar, Minister v. Mantanovic, Minister Popovics.

Georgios Theotolis, einer der fähigsten und lautersten griechischen Staatsmänner, starb in Athen. — Der langjährige Ministerpräsident war ein Freund Deutschlands und ein Gegner von Venizelos.

Die Sturmflut in Holland, die mit erschreckender Plöcklichkeit hereinbrach, hat unermesslichen Schaden angerichtet. — Seit Menschengedenken ist das Land nicht von einer solchen Wasserflut heimgesucht worden. Infolge des Durchbruchs der Zünderdeiche ist eine Bodenfläche von etwa 10 000 Hektar ein Opfer der Flut geworden. Die schöne Insel Marken, auf der sich der altholländische Volkscharakter mit am unverfälschtesten erhalten hatte, wurde in zwei Hälften gespalten, die durch brausende Wogen getrennt sind. Nur vier Häuser sind auf dieser 1300 Einwohner zählenden Insel unverfehrt geblieben. Die große Fischerslotte im Hafen von Volendam ist fast völlig vernichtet. Volendam selbst wurde in eine Insel verwandelt. In Nidderkerk wurden etwa 100 Häuser bis an den Dachboden unter Wasser gesetzt. In Vlissingen hat der Strand sehr gelitten. Die Eisenbahnrampe und bei Amsterdam, Edam, Dortrecht und an anderen Stellen auf Streden bis zu 150 Meter durchbrochen. Zahllose Menschen kamen um Hab und Gut. Viel Vieh ist ertrunken, namentlich Schweine, Schafe und Ziegen, da man zunächst die Kühe zu retten suchte. Verhältnismäßig gering sind glücklicherweise die Verluste an Menschenleben. Das Hochwasser erreichte eine Höhe von 3,94 m über Pegel, ein Wasserstand, der noch niemals, auch nicht bei den Überschwemmungen von 1775 und 1906 verzeichnet wurde.



Die Sturmflut in Holland. Cop. Vereenigde Fotobureaux. (Mit Text.)

ob er nichts mehr an seine Gattin zu bestellen hatte. „Nichtig,“ sagte der Herr mit einem feinen Lächeln, „das hätte ich ganz vergessen; bringen Sie ihr diese goldenen Hemdenknöpfe!“ Damit machte er sie heraus, gab sie dem Freunde und legte kaltblütig sein Haupt auf den Block.

## Gemeinnütziges

**Aufgesprungene Hände.** Es gibt nicht wenig Leute, die über aufgesprungene Hände klagen. Namentlich Köchinnen, Wäscherinnen, Hausfrauen, wie überhaupt alle diejenigen, welche viel mit Wasser zu tun haben

und sich dann die Hände nicht jedesmal sorgfältig abtrocknen, leiden an dem Ubel. Aber auch Personen, deren Haut von Natur aus spröde ist, haben bei nasser Witterung sehr häufig aufgesprungene Hände. Die Ursache des Aufspringens ist die Überblutung der Haut infolge der immernwährenden Reizungen. So kommt es zu Stauungen, die schließlich zur Entzündung der oberen Hautschichten führen. Es kommt nun zur Rötterung derselben. In dem Maße, in dem das Aufspringen auch durch scharfe Seifen usw. veranlaßt werden. — Die Verheilung dieses

Ubels erfolgt am besten durch eine naturgemäße Handpflege. Wer viel mit Wasser umgehen muß, hat die Hände stets gut abzutrocknen. Scharfe Seifen und Salben müssen immer vermieden werden. Bei spröder Haut ist die Einreibung mit Vaseline und ähnlichen Salben zu empfehlen. Überhaupt müssen aufgesprungene Hände öfter eingefettet werden. Am besten geschieht das abends vor dem Schlafengehen. Handpadungen während der Nacht beschleunigen die Heilung.

**Die Winterdecke** kann zu vorgerückter Jahreszeit, wie im März, verteilt bei vielen Gewächsen durch Samenreißig ecriert werden. Besonders Knapenbeete und verschiedene Stauden brauchen diese Erleichterung, damit sie nicht faulen.

**Bei Abbarberanlagen** bevorzuge man als Pflanzmaterial Tümlinge, nicht Samenpflanzen. Man hat vor allen Dingen reichere Auswahl in gleichmäßig gefärbten Stangen und wird auch eher volle Erträge haben. Sämlingspflanzen neigen besonders immer wieder zum Samentreib.

### Näsel.

Fort wo der Himmel immer blaut,  
Das Näselwort als Stadt man baut;  
Dah' einen Fuß vor ihm, ist graut,  
Weil des Tieres Antik nicht erbaut.  
— Fritz Guggenberger.

### Anagramm

Zu finden sich, an manchem Tier,  
Ich dich, ihm zur Wehr, zur Aier,  
Bist mir ein Pant vorangestellt,  
Dann such' mich in der Pflanzwelt.  
— Julius Fald.

### Arzenicharade.

Wer viel 1 4 hat, den beneiden  
Viel viele auf dem Erdenrund.  
3 4 war Stadt zu Pauli Heyn  
Und 1 2 Wagt im alten Bund.  
Wenn wir 2 4 zusammenlegen,  
Zeigt's reise Frucht zur Grutzeit;  
1 3 heraufse allerwegen,  
Denn es bringt die so manchen Leid.  
— Julius Fald.

### Bilderrätsel.



Auslösung folgt in nächster Nummer.

### Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Arithmogryphs; Wagner, Alala, Rizzo, Santos, Gumbel, Heibel, Aiche, Uranus. — Parichau. — Des Scherzrätsels: Radd, Wald.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

## Allerlei

**Neueste Hutmode.** „Liebes Gönnerchen, Hut, modernste Fagon, an geschafft, Nachtopf.“ — „Bist für Dich wie angegossen.“

**Galgenfrist.** Mann: „Deut' haben wir einen Mäßigkeitsverein gegründet!“ — Frau: „Und da kommst du betrunken nach Hause?“ — „Ja, in Kraft treten tut er erst morgen!“

**Schwedische Bibelübersetzung.** In Schweden hat die zuständige Kirchenversammlung sich endgültig für die Annahme einer neuen schwedischen Bibelübersetzung entschieden. Diese, ein Werk großer Sorgfalt und Gelehrsamkeit, hat eine Arbeitszeit von 142 Jahren in Anspruch genommen, da bereits im Jahre 1773 König Gustav III. einen Ausschuss zur Anfertigung einer neuen, guten Übersetzung der Bibel ins Schwedische ernannt hat und dieser Werk erst jetzt vollendet wurde.

**Die goldenen Hemdenknöpfe.** Der Herzog von Argyle, welcher im Jahre 1855 die Partei des Herzogs Monmouth gegen König Jakob II. von England ergriffen hatte, teilte das unglückliche Schicksal des Präbendenten auf dem Schafott; denn Jakob verzog bekanntlich niemals etwas. Während Monmouth feige um sein Leben bettelte, zeigte Argyle bei seinem Tode die vollkommene Seelenruhe. Als er sich eben zu seinem letzten Schwestern Gang rüstete, schickte sein Weib zu ihm und ließ ihm sagen, er möchte doch nicht vergessen, seine goldenen Hemdenknöpfe herauszunehmen und ihr zu schicken. Der erschütterte von der Herzlosigkeit seiner Gattin, blieb er doch ruhig und fragte die Botin nur, ob es wohl jetzt Zeit sei, an so etwas zu denken? Als er auf dem Schafott stand, fragte ihn einer seiner Freunde,